

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 3

Artikel: Reichtum und Leben
Autor: Lux, Joseph A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wachsen wie eine leuchtende, stille Blume, an der jedermann sich freuen wird, erstaunt, daß bisher so wenige ihr die verdiente Beachtung geschenkt haben.

Wir sind um einen bedeutenden Dichter und Künstler reicher, um einen guten und großen Menschen ärmer geworden. Hans Bloesch

Reichtum und Leben

Versuch einer Volkswirtschaft der Kunst
Von Joseph Aug. Lux

I.

Sn dem wunderlichen Irrgarten der Volkswirtschaft, darin sich die verworrenen Entwicklungswege der strebenden und irrenden Menschheit und ihres Haushaltes spiegeln, wird man die geheime Wertquelle, die trotz aller Krisen und wirtschaftlichen Mängel die Welt mit einem nie versiegenden Strom von Gütern durchflutet, die schöpferische Kraft des Talentes, deren Ausdruck im weitesten Sinne die Kunst ist, vergeblich suchen. Die Kunst im allgemeinen und ursprünglichen Sinne des Könnens, nicht als Fach, sondern nach einem Worte Tolstois als eine Notwendigkeit des Lebens, und wie man auch anders sagen kann, als eine notwendige und organische Funktion des menschlichen Geistes, ist aus den nationalökonomischen Betrachtungen und Systemen nahezu gänzlich ausgeschaltet und nur flüchtig als eine Erscheinungsform des „Luxus“ behandelt. Die Kunst erschien ihnen demnach als ein durchaus Entbehrliches, Überflüssiges, wenn nicht gar Unnützes. Die Kunst nicht nur zu einem volkswirtschaftlichen Faktor zu erheben, sondern in den eigentlichen Mittelpunkt der Volkswirtschaft zu rücken, muß demnach als unerhörtes Ansinnen erscheinen, in einem Zeitalter, das aus einer verirrungsreichen, verworrenen volkswirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte erblich belastet ist mit einseitigen Handelsinteressen, gewissenlosen Spekulationen, Ausschließungssystemen der menschlichen Arbeitskraft, Lohnbedrückungen, unter der alles unterjochenden Devise von billig und schlecht.

Die drei Säulen der Volkswirtschaft, auf denen in den letzten drei Jahrhunderten abwechselnd das Schwergewicht der Wirtschaftspolitik ruhte

und unmittelbar heute noch ruht, verkörpern als erste das mercantile System der „Handelsbilanz“, nach Colbert als den „Prinzipalpunkt“, der einen Staat in Ordnung, Glanz und Reichtum erhält; als zweite das physiokratische System, demnach „die Erde allein als Quelle aller Güter“, die Bodenprodukte als der wahre Reichtum eines Landes, die Bodenarbeit allein als produktive Klasse, dagegen die Gewerbetreibenden, die Künstler, die Kaufleute &c. nach Quesnay als unfruchtbare Klasse („classe stérile“) erscheinen; und als dritte endlich das von Adam Smith begründete „Industriensystem“, das in der Arbeit und vor allem in der rationellen Arbeitsteilung, in dem Anwachsen des Großkapitals die Quelle des Volksreichtums erblickt, nach dem Grundsatz des „Laisser faire et laisser passer“ selbst den unveräußerlichen Boden als Ware der verderblichsten Spekulation überliefert.

Die furchtbaren Schattenseiten dieser Wirtschaftspolitik werden in der Malthusianischen, von Darwin verstärkten Bevölkerungslehre und in Ricardos Lohngesetz als eherne Notwendigkeiten hingenommen. Der Bankrott, den diese Anschauungen in der Praxis erlitten haben und, soweit sie herrschen, oder für neuere volkswirtschaftliche Ideale grundlegend sind, immer noch erleiden, der ungeheure menschliche Jammer und der trotz aller Zivilisationsfortschritte riesig umgreifende Kulturrückgang sind das Ergebnis ihrer Unzulänglichkeit und der verhängnisvollen Berechnungsfehler, die in ihrer anscheinend so straffen Logik liegen. Immer ferner rückt und versinkt das angestrehte Ideal der Menschheitsbeglückung wie ein Ziel, dessen Weg vom Hause aus verfehlt war. Es entwickelte sich hieraus eine Logik von Tatsachen, die eigentlich hätten andere sein müssen. Den Ausgangspunkt bildete immer die Erkenntnis der Wertquelle, die den Reichtum des Volkes bilden sollte. Je nachdem diese Erkenntnisse unzutreffend waren, wuchsen sich die Schäden aus, die natürlich in der Progression immer ungeheuerlicher werden mußten, bis die Menschheit einsah, daß sie umkehren müsse, um von einer neuen Erkenntnis auszugehen, über deren Verlässlichkeit kein anderer Beweis vorlag, als der Bankrott der anderen. So galten, wie erwähnt, in den letzten drei Jahrhunderten, welche die Grundlage der heutigen Zivilisation legten, aufeinanderfolgend und schließlich nebeneinander als Quelle des Reichtums zuerst die Ausfuhr und die günstige Handelsbilanz, dann der Grund und Boden, und endlich die rationelle und mechanische Ausnützung der menschlichen Ar-

beitskraft im Frondienste des modernen Kapitalismus. Immer steht im Mittelpunkte des Gedankens irgend eine Sache oder Stoff als Wertbildner und Quelle des Reichtums. Niemals der Mensch. Er darbt bei allen Reichtümern, die rings gehäuft werden. Nicht einmal siegt die Erkenntnis, daß der einzige Wertbildner der Mensch ist, der die schöpferische Arbeit leistet, und der es ist, der Himmel und Erde und Hölle erschaffen hat. Grund und Boden, Kapital und alle Mittel und Kräfte der Erde sind bloßer Rohstoff, und sie gelten nichts, wenn seine Kraft, seine Fähigkeit, sein Talent nicht ist, die Rohstoffe zu gestalten, und Werke und Reichtümer zu erschaffen.

Ohne diese Kraft und Fähigkeit hätte sich die Menschheit von jener Urstufe, da der einzelne einsam schwifte, in Höhlen wohnte und die Knochen verendeter Tiere auffischlug, um das Mark auszusaugen, niemals erhoben; sie hätte es nie zuwege gebracht, ihre eigenen Bedürfnisse zu erforschen, das Dach zu errichten und wetterfest zu machen, den Raum zwischen den vier Pfählen den Wohnzwecken gemäß auszubauen, die Töpferscheibe zu drehen, die Schönheit des Himmels, der spiegelnden Gewässer und der Bäume an den Ufern zu erfassen, und alle Elemente, zu deren Entwicklung nicht nur die leibliche, sondern auch die psychische Notdurft antrieb, zu verarbeiten und mit ihrer Hilfe neue Lebensgüter hervorzubringen. Sie wäre nie zu jener Sehnsucht und Liebe befähigt worden, die sie antreibt, das Beste und Vollkommenste zu tun, um darin gleichsam das Symbol von der Macht dieser Gefühle und Antriebe zu verkörpern und das vermehrte Pfund zu weiterem schöpferischen Genusse von Hand zu Hand und von Geschlecht zu Geschlecht weiterzugeben. Von den primitivsten Anfängen, die gleich ehrwürdig sind, ob sie nun in grauer Vorzeit zurückliegen oder sich vor unseren Augen in den ersten Beschäftigungs- oder richtiger gesagt, Gestaltungstrieben des unverbildeten Kindes äußern, bis zu den höchsten Äußerungen des menschlichen Könnens, den Meisterwerken der griechischen Antike, dem Kunsthandwerk des gotischen Mittelalters, der italienischen Frührenaissance, den technischen Schöpfungen der Neuzeit (von anderen fremden Kulturen, namentlich der japanischen nicht zu reden, die sich nach demselben Gesetz, nur noch folgerichtiger, vollzogen) geht die Entwicklung in gerader Linie. In geistigem Betrachte stellen diese Erscheinungen, wie sehr sie auch räumlich und zeitlich getrennt sein mögen, eine Einheit dar. Sie bilden eine Entwicklungseinheit

im Sinne der „Erziehung des Menschengeschlechts“ von Lessing, die den Satz an die Spitze stellt: „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlecht“. Nur die herkömmliche geschichtliche Auffassung bezeichnet Kulturepochen, markiert Zeitabschnitte und zieht in dem ewig fließenden Strom Grenzen, indem sie dem Kurse jeweiliger politischer und volkswirtschaftlicher Machtideen folgt, die jenen zahllosen Krisen und Rückschlägen zugesteuert sind, an denen die Menschheit längst zugrunde gegangen wäre, wenn nicht der mächtige Unterstrom jener werterzeugenden menschlichen Kraft das Steuer oft gegen Wissen und Wollen des kurzsichtigen Steuermannes gelenkt hätte. Wenn auch niemals wissenschaftlich das Steuer auf jenen mächtigen Unterstrom, der eigentlich der Hauptstrom ist, gestellt war, so ist dennoch in gewissen Zeiten, in denen das persönliche Können stärker betont war, die Macht des wertbildenden Talents, mit einer Kraft und Fülle hervorgetreten, daß viele nachfolgende Jahrhunderte noch immer aus der nämlichen Quelle schöpfen konnten. Italien hat seit seinen großen Epochen aufgehört, schöpferisch zu wirken, aber es zehrt noch an dem Ruhme seiner künstlerischen Vergangenheit auch im materiellsten Sinne des Wortes. Das heutige Italien ist wohl nur mehr ein Schatten seiner königlichen Vergangenheit; wie groß muß die Verbrauchsfähigkeit an qualifizierten Erzeugnissen im Volke gewesen sein, wenn der Schneider vor der Kindstaufe zum Dichter lief, weil er des Sonetts zum Feste nicht entbehren zu können glaubte. Um wie viel größer aber war die Fähigkeit der Wertbildung und der allgemeinen Verbrauchsfähigkeit im gotischen Mittelalter, aus dem sich die ganze ungeheure Summe handwerklicher Methoden und Werkzeuggeschicklichkeiten herschreibt, ebenso wie die wunderbaren Städtebauten mit den herrlichen Domen, Rathäusern als Beispiele einer bis ins kleinste durchgebildeten Volkskultur, die auch im geringsten Erzeugnis den Stempel der vollkommensten sachgerechten und überlegenen Arbeitsleistung bot. Wenn man bedenkt, daß selbst die bedeutendsten Städte dieser Art nicht mehr als 10,000 bis höchstens 20,000 Einwohner hatten, so bekommt man eine Ahnung von dem Anteil und Eifer, den jeder einzelne an diesen Schöpfungen hatte, von der hohen Geltung der menschlichen Begabungen und ihrer Leistungsfähigkeit und von dem Reichtum der Lebensführung, die ganz auf das werterzeugende Talent aufgebaut war. Standes- und Klassenvor-

urteile hatten in der alten gotischen Wirtschafts- und Erziehungsordnung nicht Platz, nur Unterschiede des Könnens und der Tüchtigkeit mochten für das Fortkommen geltend sein. Eine Konkurrenz, die im Sinne von billig und schlecht zu überbieten sucht, war undenkbar, weil aller Wettbewerb auf die Überbietung in der Meisterlichkeit der Leistung ruhte und jede Leistung dem prüfenden Blick der Sachkennner und Könner standzuhalten hatte. Jene kaufmännische Ehre, die dem Käufer eine Billigkeit gewährt, die nur noch von der Schlechtigkeit des Produktes und der noch größeren Bedrückung des Arbeiters überboten wird und die einen zweifachen Betrug, einmal an dem bedrückten Hersteller und das andere Mal an dem unwissenden und irregeführten Käufer darstellt, würde mit schimpflichem Pranger bestraft worden sein, zum Unterschiede von der heutigen Wirtschaftsordnung, die eine solche gaunerhafte Fördigkeit mit hohen Titeln und Orden auszuzeichnen pflegt. Die sprichwörtliche Tatsache, daß „wer billig kauft, teuer kauft“, hat die Betrogenen zu keiner Auflehnung gegen den durch Billigkeit schlechtverhöhnten mehrfachen Betrug zu bringen vermocht. In ihrer Sprichwörtlichkeit liegt bloß die stumpfsinnige und stillschweigende Anerkennung eines notwendigen Übels, gegen die sich auch die Reizbarkeit der zünftigen Göttin Gerechtigkeit vollkommen teilnahmslos verhält.

Denn, so wird man jetzt mit triumphierender Eckensteherweisheit erwidern, wer kein Geld hat, muß billig kaufen können, und die meisten Leute haben kein Geld! Diese gefällige Erwiderung stellt man gleich auf das Sprungbrett meines Anlaufes. Ich will mich nicht länger als vorübergehend bei der sonderbaren Logik dieser landläufigen Erwiderung aufhalten, daß es gerade immer die Ärmsten sein müssen, die am meisten betrogen werden, ich will lieber sofort das unseelig verworrene Wirtschaftsproblem anspringen und fragen, ob denn nicht auch heute noch, wie seit Anfang der Welt jeder einzelne Mensch mit seinen ungeheuren Entwicklungsfähigen Kräften als Wertbildner und einzige Wertquelle, die alles, was ist, erschaffen hat, zu betrachten ist, und ob das einzelne Menschentum, richtig entwickelt, nicht so viel und noch viel mehr hervorzubringen vermag, als es für seinen angemessenen Unterhalt nötig hat? Angemessen ist der Unterhalt erst dann, wenn er zu den Kulturgütern einer Zeit im richtigen Verhältnis steht. Wenn in den Wäl dern und Sümpfen, die einst den Boden bedeckten, auf dem heute Berlin

steht, der einsam schweißende Jäger mit seiner Kraft und Geschicklichkeit sein Wildbret erlegte, das ihm den Unterhalt bot, so war dieser Unterhalt durchaus angemessen, d. h. im richtigen Verhältnis zur Kulturhöhe seiner Zeit und den von ihr abhängigen menschlichen Ansprüchen. Seither hat sich das Weltantlitz völlig verändert, die gemeinsame Menschenarbeit hat eine unübersehbare Fülle von Gütern hervorgebracht; wo Wälder und Sümpfe lagen, erhebt sich eine glänzende Stadt mit herrlichen Palästen, reichen Läden, lärmenden Vergnügungshallen, und in dieser glänzenden Stadt leben mehrere hunderttausend Menschen in bitterster Armut angesichts des in der Stadt ringsum angehäuften Überflusses an allen möglichen Gütern, und sie leben da, entblößt von allem Notwendigsten, als genügend Nahrung, Kleidung, Behausung, geistige Mittel sc., aller Roheit und Unwissenheit, allem Laster und Verbrechen preisgegeben, in einem Kulturzustand, der tief unter jenem des einsam schweißenden Jägers vor nahezu zweitausend Jahren steht. Das glaube ich einen unangemessenen Unterhalt nennen zu dürfen. Was hat die Menschheit bei aller Hervorbringung ungeheure Reichtümer gewonnen, wenn sie am Ende wie jener mythische König, dem alles, was er berührte, unter den Händen zu Gold wurde, darbend vor der erlebten Fülle unermesslicher Gebrauchs- und Verbrauchsgüter steht und bei vollen Schüsseln hungernd zugrunde geht? Ist dabei nicht ein fauler Zauber im Spiel, der gebrochen werden muß? Ich kehre zu meiner Fragestellung zurück und nehme als durch die ganze Menschheitsgeschichte genügend erwiesen an, daß alle Hervorbringung, alle Fruchtbarkeit, aller Reichtum an Gütern irgend welcher Art im Menschen beruht. Wenn das zugegeben ist — und ich glaube, es wird keinen ernsthaften Menschen geben, so töricht, diese einfache Wahrheit nicht einsehen zu wollen — dann habe ich für meine Sache so ziemlich alles gewonnen, als deren Ausgangspunkt es immer gilt, daß das kostbarste, wichtigste und höchste Gut, das wir zu pflegen haben, der Mensch ist. Und wenn also das zugegeben ist, muß es nicht als eine furchtbare Schmach und Schande für die Menschheit bezeichnet werden, daß sie einen so erheblichen Teil, es ist gewiß der größere, in Not und Elend verkommen läßt, so, daß sie längst in der Hilflosigkeit ihrer Lage verlernt haben, ihre Kräfte zur Vermehrung der Schönheit der Erde und ihres eigenen Lebens zu verwenden oder zu entwickeln, und daß sie, so gering ihre Leistungskraft auch geworden sein mag, immer

noch mehr geben müssen als sie nehmen? Daz sie, wie wenig sie auch kaufen und erwerben können, wenn sie billig kaufen, immer teuer kaufen und die Hintergangenen sind? Wie roh und abstoßend sie in der Hilflosigkeit ihres Elendes auch geworden sind, so tragen sie immerhin noch die göttlichen Male als die Märtyrer der Gesellschaft, die es dahin gebracht hat, daß ein so erheblicher Teil, wenn nicht der größere, in einem Zustand lebt, der im Verhältnis zu den sonstigen Kulturgütern der Zeit so tief reicht, daß selbst der Jäger oder Fischer der Urzeit ihn an Kultur hoch überragt? So abscheulich und widerwärtig die Laster und Verbrechen sind, die von daher kommen, so fallen ihre blutigen Schatten auf eine Gesellschaft zurück, die sie beschworen hat, indem sie einen allzu leichtfertigen, egoistischen und räuberischen Gebrauch mit dem kostbarsten Menschengut getrieben und in wirtschaftlicher Wahnverblendung überall nach dem Golde geschlürft hat, nur nicht da, wo es zugange liegt, im Menschen mit all seinen schöpferischen Fähigkeiten und seinen verderblichen Kräften, wenn er das Opfer des Missbrauchs geworden. Ich lasse diese Seiten der wirtschaftlichen Schäden vorerst stehen, um bei der Untersuchung der Ursachen und Beseitigung solcher Missstände dieses Thema wieder aufzunehmen. Ich möchte vorher konstatieren, daß es selbst nach dieser Seite hin noch nicht so schlimm stünde, wenn nicht jener gewiß kleinere Teil der heutigen Menschheit, die als die Besitzenden auf der anderen, sonnigen Seite stehen, ebenfalls dem herrschenden Grundsatz von billig und schlecht huldigen würden. Es ist gar nicht wahr, daß die armen Leute, die sich durch ihre Zwangslage entschuldigen können, nach dem Grundsatz von billig und schlecht leben wollen, es sind vielmehr gerade die wohlhabenden Leute, die auch hierin den Ton angeben und die diesen Grundsatz einer betrügerischen Erbärmlichkeit zur Lebensnorm erhoben haben. Wenn das heutige Bürgertum wirklich befähigt wäre, gebildete Ansprüche an die Produktion zu erheben, dann gäbe es plötzlich eine Fülle von Aufgaben in der Welt, daran sich Kräfte und Fähigkeit entwickeln könnten, und ein gutes Gegengewicht für den Pauperismus wäre geschaffen, wenngleich hinzugefügt werden muß, daß dadurch die Lösung des Problems nur umgangen, das Übel hinausgeschoben, aber nicht behoben wäre. Trotzdem ist die Feststellung wichtig, daß die Unfähigkeit der begüterten Klassen den Grundsatz von billig und schlecht zur Norm erhoben hat, daß die einzige und wahre Wertquelle, die ich schon des

öftern bezeichnet habe, getrübt und verunreinigt ist, und durch diese Brunnenvergiftung jene wirtschaftliche Pestilenz hervorgerufen wurde, von der oben die Rede war. Diese anerzogene, und, ob arm ob reich, verallgemeinerte Unfähigkeit, zu unterscheiden zwischen gut und schlecht, Original und Nachahmung, Sein und Schein, die unsere gesamte heutige Kultur bestimmt, ist verhängnisvoll als das Wahrzeichen der gänzlichen Verkennung der werterzeugenden Kraft des Talentes und einer allgemeinen Gering schätzung der schöpferischen Fähigkeit im Menschen, die insgesessen erheblich zurückgegangen und an ihrer Stelle Einseitigkeit, Genussunfähigkeit, äußere und innere Verarmung, ungeachtet vielfach großer Vermögenszustände, hervorgerufen hat.

Statt daß die Armen leben könnten wie die Reichen (soweit es die allgemeinen Kulturmittel einer Zeit ermöglichen), leben die Reichen so wie die Armen. Von einem plus an grobmateriellen Genüssen abgesehen, hat der wohlhabende Durchschnittsmensch nicht mehr höhere Bedürfnisse und Ansprüche als der unter dem Druck seiner Armut Entbehrende. Die allgemeine Lebensführung, die nach dem höchsten Stand der Kulturmöglichkeit bemessen sein sollte, ist in der Tat nach der tiefsten Kulturstufe eingerichtet. Die zahllosen, unsichtbaren Verbindungsfäden, die durch das gegenseitige Geben und Nehmen entfalteter und freudig schaffender Kräfte hergestellt, und das soziologisch wichtige Moment der einenden Liebe und Freundschaft, entwickelt auf Grund der Achtung, Anerkennung, Hilfsbereitschaft und Gerechtigkeit, scheinen durchschnitten, die einzelnen isoliert, von Misstrauen, Haß, Betrug und einer Scheingerechtigkeit umgeben, die den Gewalthaber schützt. Diese Folge mußte notwendig eintreten, als man anfangt, das Genie zu fürchten, die Entwicklung und Leistungsfähigkeit der Begabung, die schöpferische Persönlichkeit gering zu achten, ihre Erziehung zu vernachlässigen und ihre Entfaltung zu hemmen. Die Wertquelle ist nicht nur getrübt und verunreinigt, sondern verschüttet. Ein großer Teil der Arbeit aus den letzten fünfzig Jahren würde, wenn er ungeschehen gemacht werden könnte, nicht vermieden werden; die Welt hätte nur gewonnen, wenn so viele Stoffe und Kräfte, die verarbeitet worden sind, einem besseren Gebrauche aufgespart worden wären. Die Versäumnisschuld, die die Besitzenden trifft, ist um so größer, als sie alle materiellen Mittel haben, sich zu bilden und empfänglich zu machen für die Unterscheidung des Guten und des Schlechten, und als sie durch ihre Beispiele hätten erziehlich wirken müssen, wie sie einst mit

ihrer Flauheit, ihrer Teilnahmslosigkeit und Engherzigkeit verderblich gewirkt haben. Anstatt die Wertquellen im höchsten Sinne zu steigern und jedes einzelnen Arbeitenden Lust und Freude ergiebiger zu machen, haben sie aus mißtrauischer Furcht alle Zuläufe vermauert und Büttel vor alle Tore gestellt. Der Staat, die Schule, die Gesetze, die Verordnungen, sie leisten alle Bütteldienste für den satten Philister. Sie sorgen mit allen Mitteln, die doch immer wieder durch die Leistungsfähigkeit der werteschaffenden höheren Kraft des Talentes aufgebracht werden müssen, für die Züchtung der Unkraft, der Unfähigkeit und der unterwürfigen Mittelmäßigkeit, also gerade das, was die Welt am wenigsten braucht. Diese Klasse Menschen, die selbstgenügsam dahinlebt, und an ihre äußere Umgebung keine Ansprüche zu stellen gewohnt ist, kein Schönheitsempfinden und vor allem kein Persönlichkeitsempfinden und kein Unterscheidungsvermögen besitzt, sich mit Surrogaten begnügt, und einem ungefährnen Schein, die also den heutigen Durchschnitt bildet, hat als einflußreiche Majorität alles nach ihrem Durchschnitt eingerichtet. Sie lebt schlecht, wohnt schlecht, hat schlechte Schulen, schlechte Verordnungen, schlechte Häuser, schlechte Wirtschaft, schlechte Leistungen auf allen Gebieten.

Sie ist nur bedacht auf Fügsamkeit und Unterwürfigkeit. Sie will Ruhe haben und sicher sein. Vor dem Talent gibt es keine Ruhe und Sicherheit. Und das soll nicht sein. Alles geschieht verordnungsmäßig, Drill, Prüfung, Ausübung. Jeder wird für ein bestimmtes Fach erzogen, alle sind Fachmensen, die bald über ihr Fach nicht mehr hinausgehen. Dürfen wir uns wundern, daß wir heute so schlechte Hausbauer, schlechte Erzieher, schlechte Ärzte, schlechte Anwälte, schlechte Priester, schlechte Beamte, schlechte Arbeiter, schlechte Künstler und noch schlechtere Fabrikanten und Kaufleute haben? Werden nicht die edelsten und idealsten Berufe aus der niedrigen Voraussetzung ergriffen, daß sie ein gutes Geschäft zu werden versprechen, oder daß sie zu mindest eine färgliche, aber sichere Versorgung gewähren? Tun nicht die Menschen die Arbeit, die sie tun, nur weil sie müssen und nicht weil sie eine innere Notwendigkeit und Begeisterung dazu treibt? Ist es nicht eine Bedingung jeder guten Arbeitsleistung, daß die Arbeit gerne geschieht, und sollte nicht jede Arbeit gerne geschehen? Man ist leicht geneigt zu sagen, daß es eine Menge Arbeiten gibt, die nur gezwungenmaßen getan werden können. Ich gebe das für unsere bestehende Wirtschaftsordnung gerne zu und behaupte auch, daß in dieser sonderbaren Ordnung das

meiste, das geschieht, nur gezwungenermaßen geschieht. Es sieht auch meistens danach aus. Eine andere Frage aber ist, ob es nicht möglich sein sollte, und ob es für die Menschheit nicht fruchtbringender wäre, daß jegliche Arbeit gern getan würde, eine Frage, die ich im Laufe dieser Auseinandersetzung zu beantworten hoffe. Freilich ist die Lösung nicht möglich vom herrschenden Standpunkt des „Faches“ aus, der es alsbald dahinbringt, die Gemeinnützigkeit und den Wert jeglicher anständigen Arbeit zu übersehen und zu verkennen, wenn sie nicht „ins Fach“ schlägt. Bald hat jeder sein Fach, in dem er flucht und stöhnt und schwitzen, und auf das er dennoch hochmütig pocht, weil er wie in Scheuklappen darin steckt, und verlernt hat, oder weil er nie gelernt hat, den Blick aufs Ganze zu halten. Die Welt scheint alsdann nur des Faches wegen da, was dienen soll, wird plötzlich Herrin; bald ist nicht mehr der Lehrer wegen der Schüler da, sondern die Schüler wegen des Lehrers, der Staat wegen der Beamten, die Kranken wegen des Arztes, die Käufer wegen des Händlers. Wir wollen auch leben! geht der Ruf. Durch Verordnungen im Zaume gehalten, durch schulmäßigen Drill selbständigen Denkens und Schaffens entwöhnt, ohne jemals zur Erkenntnis, geschweige denn zur Entfaltung der natürlichen und fruchtbaren Anlagen gelangt zu sein, geht man im allgemeinen seinem Fach entgegen, aus dem der mögliche Profit herausgequetscht wird oder mit dem man sich eben abfindet. Hat einer sein Fach, dann ist ihm alles andere Hetzba. Alles scheint richtig und gut im frommen Untertanenverstand besorgt, nur eines hat man dabei vergessen, das kostbarste und wertvollste Gut, den Schrein aller Fruchtbarkeit und Werte, die das Leben erst lebenswert machen: den Menschen.

Aus diesem Vergessen sind alle Übel entstanden. Was soll nun geschehen?

Bevor ich mich auf diese Untersuchung einlässe, will ich das Monstrum unserer Wirtschaftspolitik einmal auf eine andere Seite hinwerfen, um ihre Blößen zu zeigen.

(Schluß folgt.)

